

Mitch Albom
Das Wunder von Coldwater



GOLDMANN
Lesen erleben

Mitch Albom

Das Wunder von Coldwater


Roman



Deutsch von
Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The First Phone Call From Heaven« bei HarperCollins, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2013 by ASOP, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagmotiv: © FinePic®, München

Redaktion: Almut Werner

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31380-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Debbie, eine Virtuosin am Telefon,
deren Stimme wir tagtäglich vermissen.

DIE WOCHE, IN DER ES GESCHAH



Als der erste Anruf vom Himmel die Welt erreichte, packte Tess Rafferty gerade eine Packung Teebeutel aus.

Drrrrnnn!

Tess ignorierte das Klingeln und ritzte mit dem Fingernagel die Plastikhülle auf.

Drrrrnnn!

Sie bohrte den Zeigefinger seitlich unter das Zellophan.

Drrrrnnn!

Schließlich riss Tess die durchsichtige Verpackung ab und zerknüllte sie in der Hand. Nach dem nächsten Klingelton würde sich der Anrufbeantworter einschalten, wenn Tess nicht jetzt sofort ...

Drrnnn ...

»Hallo?«

Zu spät.

»Ach, dieses blöde Ding«, murmelte Tess vor sich hin. Das Gerät auf ihrem Küchentresen klickte und spielte die Ansage ab.

»Hallo, Sie haben den Anrufbeantworter von Tess erreicht. Bitte hinterlassen Sie Ihren Namen und Ihre Telefonnummer, ich rufe so bald wie möglich zurück. Danke.«

Nach dem Piepton hörte Tess nur Rauschen. Aber dann:

»Hier ist Mom ... ich muss dir was sagen.«

Tess stockte der Atem, und der Hörer fiel ihr aus der Hand.

Ihre Mutter war vor vier Jahren gestorben.

*

Drrrrnnng!

In der lebhaften Debatte im Polizeirevier wurde der zweite Anruf zunächst fast überhört. Einer der Beamten hatte 28 000 Dollar im Lotto gewonnen und diskutierte jetzt mit drei Kollegen darüber, was er mit dem Geld anstellen sollte.

»Erst mal bezahlst du deine Rechnungen.«

»Nee, das lass bloß bleiben.«

»Kauf dir lieber ein Boot.«

»Bezahl deine Rechnungen.«

»Gefällt mir nicht.«

»Kauf dir ein Boot!«

Drrrrnnng!

Jack Sellers, der Polizeichef, näherte sich im Rückwärtsgang seinem kleinen Büro. »Wenn du deine Rechnungen bezahlst, kriegst du doch nur noch mehr Rechnungen«, sagte er. Die anderen redeten lautstark weiter, während Jack das Telefon abnahm.

»Polizeirevier Coldwater, Sellers am Apparat.«

Rauschen. Dann die Stimme eines jungen Mannes.

»Dad? ... *Ich bin's, Robbie.*«

Das Gespräch von Jacks Kollegen war jetzt wie ausgeblendet.

»Wer zum Teufel ist da?«, fragte Jack.

»*Mir geht's gut, Dad. Mach dir keine Sorgen um mich, ja?*«

Jacks Magen krampfte sich zusammen. Er sah seinen Sohn vor sich, wie er bei ihrem letzten Treffen glattrasiert und mit kurzem Armee-Haarschnitt am Flughafen zum Sicherheitscheck ging, zu seinem dritten Auslandseinsatz.

Der auch sein letzter sein sollte.

»Das kann doch nicht sein«, flüsterte Jack.

*

Brrnnnnng!

Pastor Warren wischte sich Speichel vom Kinn. Er hatte auf

der Couch im Büroraum seiner Kirche, der Harvest of Hope Baptist Church, ein wenig gedöst.

Brrnnng!

»Komme schon!«

Warren rappelte sich hoch. Man hatte vor seinem Büro eine Klingel anbringen lassen, weil der Pastor zweiundachtzig Jahre alt war und nicht mehr gut hörte.

Brrnnng!

»Herr Pastor, hier ist Katherine Yellin. Bitte machen Sie schnell auf!«

Warren schlurfte zur Tür und öffnete sie.

»Guten Tag, Ka ...«

Doch die Frau eilte bereits an ihm vorbei. Ihr Mantel war offen, und ihre rötlichen Haare sahen so zerzaust aus, als sei sie vollkommen überstürzt aus dem Haus gelaufen. Sie sank auf die Couch, stand nervös auf, setzte sich wieder.

»Bitte halten Sie mich nicht für verrückt.«

»Aber nein, meine Liebe ...«

»Ich habe einen Anruf von Diane bekommen.«

»Von wem?«

»Von Diane.«

Warren schmerzte plötzlich der Kopf.

»Von Ihrer verstorbenen Schwester?«

»Heute Morgen. Als ich das Telefon abgenommen habe ...«

Katherine Yellin umklammerte ihre Handtasche und begann zu weinen. Warren überlegte, ob er einen Arzt rufen sollte.

»Sie hat gesagt, ich solle mir keine Sorgen machen«, sagte Katherine mit erstickter Stimme. »Sie hat gesagt, es ginge ihr gut, und sie habe Frieden gefunden.«

»Das war also ein Traum?«

»Nein! Nein! Es war kein Traum! *Ich habe mit meiner Schwester gesprochen!*«

Tränen strömten über Katherines Gesicht.

»Aber wir haben doch darüber geredet, meine Liebe ...«

»Ja, ich weiß, aber ...«

»Sie fehlt Ihnen sehr ...«

»Ja ...«

»Und es geht Ihnen furchtbar schlecht ...«

»Nein, Herr Pastor! Denn Diane hat mir heute Morgen erzählt, dass sie *im Himmel* ist ... Verstehen Sie nicht?«

Katherine sah so glücklich aus, wie Pastor Warren sie noch nie erlebt hatte.

»Jetzt fürchte ich mich vor nichts mehr«, sagte sie.

*

Drrrrrrnnnnnnng.

Eine Glocke schrillte, und das eiserne Gefängnistor glitt beiseite. Sullivan Harding, ein großer breitschultriger Mann, schritt langsam und mit gesenktem Kopf voran. Sein Herz pochte wie wild – nicht vor Aufregung über die Freiheit, sondern weil er fürchtete, in letzter Sekunde aufgehalten zu werden.

Vorwärts. Vorwärts. Er blickte nur auf seine Schuhspitzen. Erst als er kleine schnelle Schritte auf dem Schotter hörte, sah er auf.

Jules.

Sein Sohn.

Sullivan spürte, wie kleine Arme sich um seine Beine schlangen, wie seine Hände in den lockigen Haarschopf des Jungen sanken. Sullivans Eltern – die Mutter mit dunkelblauem Anorak, der Vater in hellbraunem Anzug – rangen um Fassung, als sie ihren Sohn umarmten. Es war ein kalter grauer Tag, und die Straße war nass vom Regen. Nur Sullivans Frau fehlte in der Szene, aber sie war dennoch immer präsent.

Sullivan wollte etwas Würdiges sagen, aber er brachte nur ein raues Raunen zustande:

»Gehen wir.«

Sie stiegen ins Auto und fuhren los – an jenem Tag, an dem der erste Anruf vom Himmel die Welt erreichte.

Was dann geschah, hängt ganz davon ab, was man zu glauben bereit ist.

ZWEITE WOCHE



Kalter Sprühregen im September war keine Seltenheit in Coldwater, einer Kleinstadt nördlich der kanadischen Grenze, nur wenige Kilometer vom Lake Michigan entfernt.

Trotz der unangenehmen Witterung ging Sullivan Harding zu Fuß. Er hätte sich zwar den Wagen seines Vaters ausborgen können, aber nach zehn Monaten Gefangenschaft genoss Sullivan die frische Luft. Er trug eine Wollmütze und eine alte Wildlederjacke. Sein Weg führte ihn vorbei an der Schule, die er vor zwanzig Jahren besucht hatte, am Sägewerk, das seit letztem Winter geschlossen war, vorbei am Laden für Anglerbedarf, neben dem die Ruderboote für den Verleih wie Muschelschalen aufgestapelt waren, und vorbei an der Tankstelle, an der ein Angestellter an der Wand lehnte und seine Fingernägel betrachtete. *Meine Heimatstadt*, dachte Sullivan.

Als er vor dem Gebäude angekommen war, streifte er die Schuhe auf der geflochtenen Strohmatten mit der Aufschrift DAVIDSON & SÖHNE ab. Über dem Eingang war eine kleine Kamera montiert, und als Sullivan sie bemerkte, riss er sofort seine Mütze vom Kopf, strich sich über das dichte braune Haar und wartete einen Moment ab. Als nichts passierte, betrat er das Bestattungsinstitut.

Innen war es beinahe unerträglich heiß und stickig. Die Wände waren mit dunklem Eichenholz getäfelt, auf einer Art Pult sah er ein aufgeschlagenes Gästebuch liegen.

»Was kann ich für Sie tun?«

Der Bestattungsunternehmer, ein großer hagerer Mann Ende

sechzig mit blasser Haut, buschigen Augenbrauen und schütterem strohfarbenem Haar, trat auf Sullivan zu und stellte sich vor.

»Mein Name ist Horace Belfin.«

»Sully Harding.«

»Ach ja.«

Ach ja, dachte Sullivan, *der Mann, der nicht an der Bestattung seiner Frau teilnehmen konnte, weil er im Gefängnis saß*. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, die unausgesprochenen Sätze anderer zu vollenden, weil er glaubte, dass die verschwiegenen Worte der Menschen vielleicht bedeutsamer waren als die gesprochenen.

»Giselle war meine Frau.«

»Mein herzliches Beileid.«

»Danke.«

»Es war eine schöne Zeremonie. Die Angehörigen haben es Ihnen sicher berichtet.«

»Ich *bin* einer der Angehörigen.«

»Natürlich.«

Schweigen trat ein.

»Die Asche?«, fragte Sully dann. »Wo ist ihre Asche?«

»In der Urnenhalle. Ich hole den Schlüssel.«

Belfin verschwand in seinem Büro.

Sully nahm einen Prospekt von einem Tischchen und schlug ihn bei der Seite über Feuerbestattung auf.

Die Asche kann ins Meer oder von einem Heißluftballon oder Flugzeug aus verstreut werden ...

Sully warf den Prospekt auf den Tisch zurück. *Von einem Flugzeug*. Nicht einmal Gott konnte so grausam sein.

Zwanzig Minuten später verließ Sully das Bestattungsinstitut mit der Asche seiner Frau in einer engelförmigen Urne. Zuerst versuchte er die Urne mit einer Hand zu tragen, aber das fand er zu achtlos. Dann nahm er sie in beide Hände, kam sich dabei jedoch vor, als wolle er ein Opfer darbringen. Schließlich drückte er die Urne mit beiden Armen an die Brust, so wie ein Kind etwas tragen würde, und schritt durch die regennassen Straßen von Coldwater. Als er nach etwa einem Kilometer zur Bank vor dem Postamt kam, ließ er sich dort nieder und stellte die Urne neben sich.

Mittlerweile hatte es aufgehört zu regnen. In der Ferne läuteten Kirchenglocken. Sully schloss die Augen und stellte sich vor, wie Giselle sich an ihn schmiegte; alles an ihr – ihre meergrünen Augen, ihr lakritzschwarzes Haar, ihr graziler Körper – schien zu flüstern: *Beschütze mich*.

Doch genau das war ihm nicht gelungen – sie zu beschützen. Daran ließ sich nun nichts mehr ändern.

Lange saß Sully auf der Bank, und es hatte beinahe den Anschein, als warteten sie auf den Bus, der gebeugte Mann und der Porzellanengel.

*

Die wichtigen Nachrichten des Lebens werden durchs Telefon verbreitet. Die Geburt eines Kindes, die Verlobung eines Paares, ein tragischer Unfall auf nächtlicher Straße – die meisten Meilensteine des Menschenweges, gut oder schlimm, kündigen sich durch das Läuten eines Telefons an.

Tess saß auf dem Küchenboden und wartete darauf, dass ihr Telefon klingelte. Seit zwei Wochen erreichten Tess auf diesem Wege unglaubliche Nachrichten. Ihre Mutter *war noch da*, irgendwie, irgendwo. Zum x-ten Mal ließ Tess das letzte Gespräch Revue passieren.

»Tess ... wein doch nicht, mein Schatz.«

»Aber es kann doch gar nicht sein, dass du es bist!«

»Ich bin hier, Tess, gesund und munter.«

Das hatte ihre Mutter immer gesagt, wenn sie irgendwohin gefahren war – egal, ob es in ein Hotel, zur Kur oder nur zu einem Verwandtenbesuch in der Nähe war. *Ich bin hier, gesund und munter.*

»Das ist doch gar nicht möglich.«

»Alles ist möglich. Ich bin bei Unserem Herrn. Ich möchte dir erzählen ...«

»Was denn? Mom? Was denn?«

»Vom Himmel.«

Dann war die Verbindung abgebrochen, und Tess hatte fassungslos auf das Telefon in ihrer Hand gestarrt. Es war absolut ausgeschlossen, dass das gerade passiert war, das wusste Tess wohl. Doch die Stimme der eigenen Mutter ist so vertraut wie keine andere; wir kennen den Klang und die Melodik so gut wie keine anderen Töne, wir registrieren jede Veränderung im Tonfall. Es gab nicht den geringsten Zweifel: Tess hörte die Stimme ihrer Mutter.

Jetzt zog Tess die Knie an die Brust, während sie auf dem Küchenboden hockte und wartete. Seit dem ersten Anruf hatte sie das Haus nicht mehr verlassen und nur Cracker, Müsli, hartgekochte Eier und andere Vorräte gegessen. Sie war nicht zur Arbeit gegangen, hatte nichts eingekauft und nicht einmal die Post aus dem Briefkasten geholt.

Tess strich sich durch die strähnigen langen blonden Haare. *Selbstisolation wegen eines Wunders? Was würden die Leute sagen?* Doch das war ihr egal. Ein paar Worte vom Himmel hatten alle Worte der Erde wertlos gemacht.

*

Jack Sellers saß an seinem Schreibtisch in dem ehemaligen Ziegelwohnhaus, in dem heute das Polizeirevier von Coldwater untergebracht war. Seine Kollegen nahmen an, dass Jack Berichte schrieb. Aber auch er wartete nur auf den Klingelton des Telefons.

Jack hatte die verrückteste Woche seines Lebens hinter sich: zwei Anrufe von seinem toten Sohn. Zwei Gespräche, die Jack niemals für möglich gehalten hätte. Seiner Exfrau Doreen, Robbies Mutter, hatte Jack noch nichts davon erzählt. Nach Robbies Tod war Doreen in eine Depression verfallen und brach schon bei der Erwähnung von seinem Namen in Tränen aus. Und außerdem: Was sollte Jack zu ihr sagen? Dass ihr Sohn, im Kampf gefallen, irgendwo noch am Leben war? Dass sich auf Jacks Schreibtisch die Himmelspforte befand? Und dann?

Jack selbst hatte keine Ahnung, was er von diesen Erlebnissen zu halten hatte. Er wusste nur, dass er wie ein Wilder ans Telefon hechtete, sobald es einen Ton von sich gab.

Wie der erste Anruf, hatte auch der zweite an einem Freitagnachmittag stattgefunden. Jack hatte erst Rauschen gehört und dann ein luftiges wellenartiges Geräusch.

»Ich bin's, Dad.«

»Robbie!«

»Mir geht's gut, Dad. Hier gibt es keine schlechten Tage.«

»Wo bist du?«

»Das weißt du doch, Dad. Es ist fantastisch hier ...«

Klicken.

»Hallo? Hallo?«, schrie Jack. Dann merkte er, dass seine Kollegen bereits zu ihm herüberschauten. Rasch schloss er die Tür. Eine Minute später klingelte das Telefon erneut. Jack starrte auf das Display. Wie bei den vorherigen Anrufen wurde keine Nummer angezeigt.

»Hallo?«, flüsterte er.

»Sag Mom, sie soll nicht weinen ... Wenn wir wüssten, was danach kommt, würden wir nie mehr Angst haben.«

*

Wenn man einmal eine Schwester hat, dann hat man sie für immer, auch wenn man sie nicht mehr sehen oder berühren kann.

Katherine Yellin sank aufs Bett und drückte das lachsrosa Klapphandy an sich, das früher ihrer Schwester Diane gehört hatte. Es war ein Samsung mit einem glitzernden Sticker von einem hochhackigen Schuh auf der Rückseite – Diane hatte eine Schwäche für Mode gehabt.

Es ist viel schöner, als wir es uns je hätten erträumen können,
Kath.

Das hatte Diane bei ihrem zweiten Anruf gesagt, der wie der erste – und all diese anderen seltsamen Anrufe – an einem Freitag stattgefunden hatte. *Viel schöner, als wir es uns je hätten erträumen können.* Das kleine Wort *Wir* hatte Katherine an diesem Satz am meisten geliebt.

Die beiden Schwestern hatten eine sehr starke Bindung aneinander gehabt und das Leben in der Kleinstadt gemeinsam gemeistert. Diane – zwei Jahre älter als Katherine – war jeden Tag gemeinsam mit der jüngeren Schwester zur Schule gegangen, hatte sie bei den Pfadfindern untergebracht, war ihre Zahnspange losgeworden, als Katherine ihre gerade bekommen hatte, und hatte bei Schulbällen erst getanzt, wenn Katherine auch einen Partner gefunden hatte. Beide Schwestern waren langbeinig, hatten kräftige Arme und schwammen im Sommer jeden Tag fast zwei Kilometer im See. Beide besuchten die höhere Schule am Ort. Und weinten gemeinsam beim Tod ihrer Eltern. Als Diane geheiratet hatte, war Katherine ihre Trauzeugin gewesen; drei Jahre später im Juni hatten sie diese Rollen getauscht. Beide hatten je zwei Kinder – Diane zwei Töchter, Katherine

zwei Söhne. Ihre Häuser lagen nur anderthalb Kilometer voneinander entfernt. Und sogar ihre Scheidungen hatten in aufeinanderfolgenden Jahren stattgefunden.

Nur was die Gesundheit betraf, war die Entwicklung der Schwestern sehr unterschiedlich verlaufen: Diane hatte immer unter Migräne, Herzrhythmusstörungen und Bluthochdruck gelitten und war mit nur sechsundvierzig Jahren plötzlich an einem Herzwandaneurysma gestorben. Von Katherine dagegen war häufig gesagt worden, sie sei in ihrem ganzen Leben »noch nie einen Tag krank gewesen«.

Jahrelang hatte Katherine deshalb Schuldgefühle gehabt. Doch nun hatte sie etwas verstanden. Diane – die zarte, anfällige Diane – war aus einem ganz bestimmten Grund vorzeitig aus dem Leben abberufen worden: Der Herr hatte sie ausgewählt, um zu zeigen, dass auf die Frommen das Himmelreich wartet.

Es ist viel schöner, als wir es uns je hätten erträumen können,
Kath.

Katherine lächelte. *Wir.* Durch das rosafarbene Handy, das sie jetzt an ihre Brust drückte, hatte sie ihre Schwester wiedergefunden und würde sie nun nie wieder verlieren.

Und darüber würde sie kein Stillschweigen bewahren.

DRITTE WOCHE



Das Leben geht weiter – so heißt es. Aber das Leben ist kein Brettspiel, und wenn man einen geliebten Menschen verloren hat, geht das Leben zwar weiter – aber eben ohne diesen geliebten Menschen.

Sully hatte seine Frau verloren. Sie hatte lange im Koma gelegen und war dann gestorben. Laut Aussage des Krankenhauses war sie während eines Gewitters am ersten Tag des Sommers entschlafen. Sully hatte damals noch neun Wochen Haft bis zu seiner Entlassung vor sich. Als er die Nachricht bekam, fühlte sich sein gesamter Körper taub an. Es kam Sully vor, als erfahre er von der Vernichtung des Planeten Erde, während er selbst auf dem Mond stand.

Jetzt dachte er unentwegt an Giselle, auch wenn diese Gedanken immer die düstere Erinnerung an jenen letzten Tag mit sich brachten, den Absturz und das Feuer und diesen einen Moment, der alles veränderte. Doch da er ohnehin nichts anderes mehr besaß als seine traurigen Erinnerungen, gab Sully sich ihnen hin. Die Engelurne stellte er in ein Regal, neben dem sein Sohn Jules – der in zwei Monaten sieben Jahre alt würde – auf der Couch schlief.

Sully ließ sich in den Sessel fallen. Der Umgang mit der Freiheit fiel ihm noch immer nicht leicht. Man sollte meinen, dass jemand, der zehn Monate eingesperrt war, seine Freiheit danach in vollen Zügen genießen würde. Doch Körper und Geist gewöhnen sich an alles, sogar an schreckliche Umstände. Und so gab es noch immer Momente, in denen Sully nur die Wand

anstarrte, so apathisch wie ein Häftling. Dann musste er sich selbst in Erinnerung rufen, dass er jederzeit aufstehen und hinausgehen konnte.

Er nahm sich eine Zigarette und sah sich in dem schäbigen Zimmer um. Die neue Wohnung war günstig und lag im zweiten Stock, ohne Fahrstuhl. Durchs Fenster des Wohnzimmers blickte man auf Kiefern und einen kleinen Bach, der später in einen Fluss mündete. Als Kind hatte Sully dort Frösche gefangen.

Er war nach Coldwater zurückgekehrt, weil seine Eltern noch immer hier lebten. Sie hatten während seiner Haftzeit Jules betreut, und Sully wollte nicht noch mehr Unruhe in das Leben seines Sohnes bringen. Job und Heim waren sowieso verloren, seine Rücklagen waren für die Anwälte draufgegangen – Sully hätte gar keinen anderen Anlaufpunkt gehabt als Coldwater.

Vor dem Fenster flitzten zwei Eichhörnchen durch die Bäume. Sully beobachtete sie und versuchte sich einzureden, dass es Giselle hier vielleicht sogar gefallen hätte – abgesehen von der Beengtheit und dem verwohnten Zustand der Räume.

Ein Klopfen an der Tür riss Sully aus seinen Grübeleien. Er spähte durch den Spion und erblickte Mark Ashton mit zwei Einkaufstüten im Arm.

Mark und er waren während ihrer Zeit bei der Marine Piloten in derselben Staffel gewesen. Seit Sullys Verurteilung hatten sie sich nicht mehr gesehen.

»Hey«, sagte Mark, als Sully die Tür öffnete.

»Hey.«

»Hübsche Unterkunft – gut geeignet für Terroristen.«

»Bist du von Detroit aus hierhergefahren?«

»Bin ich. Lässt du mich jetzt auch rein?«

Sie umarmten sich kurz und gingen dann ins Wohnzimmer. Als Mark Jules auf der Couch liegen sah, fragte er leise:

»Schläft er?«

»Ja.«

»Ich hab Oreo-Kekse für ihn mitgebracht. Die mögen doch alle Kinder, oder?«

Sully nickte und ging voraus in die Küche. Mark stellte die Einkaufstüten zwischen unausgepackte Kartons auf die Arbeitsfläche. Dabei bemerkte er den vollen Aschenbecher und mehrere kleine Gläser in der Spüle – jene Art von Gläsern, aus denen man nur Alkohol trinkt, kein Wasser.

»Tja ...«, sagte Mark und wusste plötzlich nicht mehr, wohin mit seinen Händen. Er sah Sully an – seinen alten Pilotenfreund, der noch immer so jungenhaft wirkte wie damals, als er der Football-Star seiner Schule gewesen war. Dünner war er allerdings geworden, und die Fältchen um die Augen verrieten sein Alter.

»Ist das hier der Ort, wo du aufgewachsen bist?«

»Jetzt weißt du, warum ich abgehauen bin.«

»Und wie kommst du klar?«

Sully zuckte die Achseln.

»Es ist furchtbar«, sagte Mark. »Das mit Giselle ...«

»Ja.«

»Es tut mir so leid.«

»Ja.«

»Ich hätte angenommen, dass die dich zur Bestattung rauslassen.«

»Gibt eiserne Regeln bei der Marine.«

»Es war eine schöne Trauerfeier.«

»Hab ich gehört.«

»Und sonst ...«

Sully blickte auf.

»Scheiß drauf«, sagte Mark. »Die anderen wissen Bescheid.«
Sie wissen Bescheid, dass du im Knast warst, dachte Sully den

unausgesprochenen Satz zu Ende. *Sie wissen nicht, ob du die Strafe tatsächlich verdient hattest.*

»Ich wollte dich besuchen«, sprach Mark weiter.

»Ich wollte keinen Besuch haben.«

»Aber das war echt blöd für die anderen ...«

»War mir egal.«

»Sully ...«

»Lassen wir das Thema, okay? Ich hab berichtet, was passiert war. Zigtausendmal. Die haben was anderes geglaubt. Schluss, aus.«

Sully starrte auf seine Hände und presste die Fingerknöchel aneinander.

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte Mark.

»Wie meinst du das?«

»Was willst du arbeiten?«

»Wieso?«

»Ich kenne jemanden hier«, sagte Mark. »Einen ehemaligen Kommilitonen, mit dem ich zusammengewohnt hab. Ich hab ihn angerufen.«

»Du hast ihn angerufen, ohne mich vorher zu fragen?«

»Über kurz oder lang wirst du Geld brauchen, und er hat vielleicht einen Job für dich.«

»Als was?«

»Vertreter.«

»Passt nicht zu mir.«

»Ist aber leichte Arbeit. Du musst nur Abonnenten gewinnen, Verträge abschließen und Geld kassieren.«

»Für welche Produkte?«

»Eine Zeitung.«

Sully blinzelte. »Das ist nicht dein Ernst, oder?« Er dachte an all die Zeitungen, die über den »Vorfall« berichtet hatten – wie sie sich auf die einfachste Erklärung geeinigt, voneinander ab-

geschrieben und ihn unisono verurteilt hatten, bevor sie sich auf die nächste Sensationsstory stürzten. Seit damals hasste Sully jegliche Art von Berichterstattung. Nie wieder würde er eine Zeitung anrühren, hatte er sich geschworen.

»Mit dem Job könntest du hierbleiben«, sagte Mark.

Sully trat zur Spüle und wusch ein Glas aus. Er wollte es so schnell wie möglich wieder füllen und hoffte, dass Mark bald verschwinden würde.

»Gib mir seine Nummer. Ich ruf ihn mal an«, sagte Sully, obwohl er genau wusste, dass er das nicht tun würde.

*

Tess Rafferty hockte im Schneidersitz auf weichen roten Kissen und starrte durchs Fenster auf die große Rasenfläche vor dem Haus, die seit Wochen nicht mehr gemäht worden war. In diesem Haus war Tess aufgewachsen; sie erinnerte sich noch daran, wie sie als Kind im Sommer genau an dieser Stelle herumgelingert und gequengelt hatte, während ihre Mutter, Ruth, an einem kleinen Tisch über ihren Papieren saß.

»Mir ist langweilig«, hatte Tess damals genörgelt.

»Geh doch raus spielen«, murmelte Ruth dann immer.

»Das ist aber auch langweilig.«

»Dann musst du dich eben langweilen.«

»Ich will auch eine Schwester haben.«

»Kann ich nicht mit dienen, tut mir leid.«

»Könntest du aber, wenn du heiraten würdest.«

»Ich war schon verheiratet.«

»Mir ist langweilig.«

»Lies doch mal ein Buch.«

»Hab schon alle gelesen.«

»Dann lies sie eben noch mal.«

So ging es immer weiter, und in abgewandelter Form wie-

derholte sich diese Unterhaltung durch Tess' Jugend, ihre Studienzeit und ihr Erwachsenenleben, bis eine Alzheimer-Erkrankung ihrer Mutter die Worte raubte. Die letzten Monate ihres Lebens hatte Ruth in völliger Stummheit verbracht. Und ihre Tochter nur mit schief gelegtem Kopf angestarrt, als betrachte sie eine Fliege.

Doch jetzt unterhielten sie sich wieder – ganz als habe der Tod Ruth nicht aus dem Leben verschwinden lassen. Vor einer Stunde hatte wieder eines dieser unerklärlichen Telefonate stattgefunden.

»*Ich bin's wieder, Tess.*«

»Oh Gott, Mom – ich kann das noch immer nicht glauben.«

»*Ich hab dir doch immer gesagt, dass ich das schon hinkriegen werde.*«

Tess lächelte unter Tränen. Ihre Mutter war Gesundheitsfanatikerin gewesen und hatte im Scherz immer gesagt, sie werde noch aus dem Jenseits dafür sorgen, dass Tess ihre Vitaminpillen schluckte.

»Aber du warst doch so krank, Mom.«

»*Hier gibt es keine Schmerzen ...*«

»Du hast so sehr gelitten ...«

»*Hör mir mal zu, Schatz.*«

»Das tue ich. Ich höre dir zu.«

»*Die Schmerzen, die man im Laufe seines Lebens durchleidet, berühren einen nicht wirklich ... nicht dein wahres Ich ... man ist so viel schwereloser, als man glaubt.*«

Diese Worte schenkten Tess eine wunderbare innere Ruhe. *Man ist so viel schwereloser, als man glaubt.* Tess blickte auf das Foto in ihren Händen. Es war das letzte gemeinsame Bild, entstanden bei der Feier am dreiundachtzigsten Geburtstag ihrer Mutter, als Ruth schon gezeichnet war von der Krankheit – abgemagert bis auf die Knochen, mit ausdruckslosem Blick.

»Mom, wie ist das möglich? Du benutzt doch kein Telefon.«
»Nein.«
»Aber wie kannst du dann mit mir sprechen?«
»Etwas ist geschehen, Tess ... es hat eine Öffnung gegeben.«
»Eine Öffnung?«
»Zur Zeit.«
»Wie lange wird sie andauern?«
Ein längeres Schweigen trat ein.
»Gar nicht.«

*

Tagtäglich geschehen irgendwo Wunder – in einem Operationsaal, auf dem stürmischen Ozean, durch das plötzliche Auftauchen eines fremden Menschen. Aber es gibt keine Regeln dafür. Und niemand führt Buch darüber.

Ab und an gelangt die Kunde von einem Wunder jedoch in die Welt.

Wenn das geschieht, verändert sich vieles.

Tess Rafferty und Jack Sellers hätten über ihre Anrufe vielleicht nie gesprochen. Aber Katherine Yellin tat es. In der Bibel stand schließlich auch geschrieben: *Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur*. Für Wunder galt das gewiss auch.

Und so stand Pastor Warren an einem Sonntagmorgen, dreiundzwanzig Tage nach dem ersten unerklärlichen Anruf in Coldwater, auf der Kanzel vor seiner Gemeinde, nichtsahnend, dass sein Gotteshaus sich in Kürze von Grund auf verändern würde.

»Lasst uns gemeinsam lesen Matthäus, Kapitel 11, Vers 28«, verkündete der Pastor und blinzelte. Die Schrift der Bibel schwamm vor seinen Augen, und seine Hände waren im Alter zittrig geworden. Er dachte an die Worte aus dem Psal-

ter: *Auch im Alter, Gott, verlass mich nicht, und wenn ich grau werde.*

»Ich bitte um Verzeihung!«

Die Gläubigen in den vorderen Reihen drehten sich um. Pastor Warren spähte über den Rand seiner Brille. In der fünften Reihe stand Katherine Yellin. Sie trug einen Hut mit schwarzem Band und ein lavendelfarbenes Kleid und hielt ein gefaltetes Blatt Papier in Händen.

»Bitte verzeihen Sie mir, Herr Pastor, doch der Geist des Herrn verlangt von mir, dass ich spreche.«

Warren schluckte. Er hatte eine gewisse Befürchtung, was nun kommen würde.

»Bitte nehmen Sie wieder Platz, Katherine ...«

»Es ist ungemein wichtig, Herr Pastor.«

»Jetzt ist nicht der ...«

»Ich bin eines Wunders teilhaftig geworden!«

Ein Raunen lief durch die Reihen.

»Katherine, der Herr ist mit uns allen, aber ein Wunder ...«

»Es ist vor drei Wochen geschehen.«

»– ist ein sehr bedeutsames Ereignis ...«

»Am Freitagmorgen, als ich in der Küche war.«

»– mit dem sich lieber die Kirchenobersten befassen sollten.«

»Ich habe einen Anruf bekommen ...«

»Katherine, ich muss jetzt wirklich darauf bestehen ...«

»– von meiner *verstorbenen Schwester!*«

Ein aufgeregtes Murmeln folgte dieser Ankündigung, dann war es wieder so still in der Kirche, dass man deutlich hören konnte, wie Katherine das Blatt Papier entfaltete.

»Der Anruf war von Diane, meiner Schwester. Viele von euch haben sie gekannt. Sie ist vor zwei Jahren gestorben, aber ihre Seele lebt – im Himmel! Sie hat es mir selbst gesagt!«

Pastor Warren musste sich angestrengt bemühen, sein Zit-

tern zu beherrschen. Er hatte die Aufmerksamkeit seiner Gemeinde eingebüßt – in seinen Augen eine schwerwiegende Sünde.

»Am Freitagmorgen vor drei Wochen haben wir zum ersten Mal miteinander gesprochen«, fuhr Katherine mit erhobener Stimme fort und wischte sich Tränen von den Wangen. »Um 10.41 Uhr kam der Anruf. Am nächsten Freitag dann um 11.14 Uhr und am letzten Freitag um 19.02 Uhr abends. Sie hat meinen Namen gesagt ... sie sagte ›Kath, jetzt ist die Zeit gekommen, dass du es allen sagst. Ich warte darauf. Wir alle hier warten darauf.«

Katherine drehte sich um. »*Wir alle warten darauf.*«

Wieder breitete sich das Raunen aus, und Pastor Warren sah, wie die Leute unruhig wurden.

Er schlug mit der Hand auf sein Pult.

»Ich bitte ausdrücklich um Ruhe!« Er klopfte erneut. »Bitte! Beruhigen Sie sich!« Zwei weitere Schläge. »Mit aller Achtung gegenüber diesem Mitglied unserer Gemeinde ...«

»Es ist wahr, Herr Pastor!«

Eine neue Stimme ertönte von ganz hinten. Sie war dunkel und kehlig. Alle drehten sich um und blickten auf den großen kräftigen Mann im braunen Sakko, der sich von seiner Bank erhoben hatte. Es war Elias Rowe, ein Afroamerikaner, der schon lange der Gemeinde angehörte und ein Bauunternehmen besaß. Niemand hatte je erlebt, dass er vor einer Menschenmenge sprach – bis zu diesem Moment.

Elias Rowes Blick irrte durch den Raum. Als der Mann weitersprach, klang seine Stimme beinahe ehrfürchtig.

»Ich habe auch so einen Anruf bekommen«, sagte er.

VIERTE WOCHE



Es lässt sich nicht mehr genau feststellen, wer das Telefon tatsächlich erfunden hat. Der gebürtige Schotte Alexander Graham Bell erwarb zwar das amerikanische Patent, doch es wird häufig vermutet, dass das Telefon ursprünglich von einem amerikanischen Erfinder namens Elisha Gray entwickelt worden war, dessen Idee Alexander Bell gestohlen hatte. Wieder andere behaupten, einem Italiener namens Manzetti, einem anderen Italiener namens Meucci, einem Franzosen namens Bourseul oder einem Deutschen namens Reis gebühre der Ruhm.

Nicht angezweifelt wird jedoch die Tatsache, dass all diese Männer Mitte des neunzehnten Jahrhunderts daran arbeiteten, die Klangwellen einer Stimme von einem Ort zu einem anderen zu transportieren. Und dennoch bestand das allererste Telefongespräch – zwischen Bell und seinem Geschäftspartner Thomas Watson, die sich in getrennten Räumen aufhielten – aus den Worten: *Komm zu mir. Ich will dich sehen.*

In den zahllosen Telefongesprächen, die seither stattgefunden haben, ist diese Bitte immer ein wesentliches Element geblieben. *Komm zu mir. Ich will dich sehen.* Sehnsüchtige Liebende. Freunde in der Ferne. Großeltern und ihre Enkel. Die Stimme am Telefon ist nur ein kleines Häppchen und verstärkt den Hunger. *Komm zu mir. Ich will dich sehen.*

Auch Sully hatte ähnliche Worte gesagt – in seinem allerletzten Gespräch mit Giselle.

Um 6.00 Uhr morgens war er in seinem Hotel in Washington von einem höheren Offizier geweckt worden, Blake Pear-

son, der eine F/A 18 Hornet zur Westküste fliegen sollte. Blake war krank und wollte wissen, ob Sully für ihn einspringen könne. Sully könne ja auch noch in Ohio zwischenlanden, um Giselle und Jules für ein paar Stunden zu sehen, schlug Pearson vor; Sullys Familie war dort gerade zu Besuch bei Giselles Eltern. Sully willigte rasch ein. Das würde eine willkommene Abwechslung von zwei Wochen Reservedienst für ihn sein. Und dass er seine Familie sehen könnte, würde den langen Flug wettmachen.

»Du kannst heute hier sein?«, fragte Giselle schläfrig, als er sie anrief.

»Ja. In circa vier Stunden.«

»Möchtest du das denn auch?«

»Ja, sicher. Ich will euch sehen.«

Hätte Sully gewusst, was an diesem Tag geschehen würde, hätte er alles anders gemacht. Niemals wäre er ins Flugzeug gestiegen, er hätte nicht mit Blake gesprochen, wäre nicht einmal aufgestanden. Doch sein letztes Telefongespräch mit Giselle endete ganz ähnlich wie das allererste der Welt.

»Ich will dich auch sehen«, sagte Giselle.

Daran dachte Sully jetzt, als er den neun Jahre alten Buick Regal seines Vaters startete, einen Wagen, der sonst die meiste Zeit in der Garage stand. Damals war Sully zum letzten Mal geflogen. War zum letzten Mal an einem Flughafen gewesen. Hatte zum letzten Mal die Stimme seiner Frau gehört. *Ich will dich auch sehen.*

Sully fuhr zur Lake Street, der Haupteinkaufsmeile der Stadt. Die Gehwege vor der Bank, dem Postamt, der Bäckerei, dem Diner waren menschenleer. Ein Ladenbesitzer stand mit dem Besen in Händen untätig in der Tür.

Fest ansässig waren in Coldwater nur ein paar tausend Men-

schen. Die Touristen, die im Sommer zum Angeln kamen, waren mittlerweile alle verschwunden, die Eisdielen geschlossen. Die meisten Orte im Norden von Michigan schienen sich mit Beginn des Herbstes schon auf den Winterschlaf vorzubereiten.

Kein guter Zeitpunkt für eine Jobsuche, dachte Sully.

*

Amy Penn hoffte auf einen Knüller. Als der Fernsehsender anfragte, ob sie die Berichterstattung an Wochentagen übernehmen wolle, hatte Amy gedacht: *Ja, super, Politik – oder besser noch: ein Gerichtsprozess* –, Hauptsache irgendetwas, womit sie aus diesem Sumpf der Wochenendnachrichten rauskam. Sie war einunddreißig (obwohl Freunde ihr sagten, sie sei so hübsch, dass sie als Fünfundzwanzigjährige durchginge) und keine Berufsanfängerin mehr. Um jedoch an eine bessere Stelle zu kommen, brauchte sie bessere Geschichten. Aber bessere Geschichten waren Mangelware an den Wochenenden im Alpena County, wo sich alles um Football, Wohltätigkeitsmärsche und diverse Obst-Festivals drehte.

»Das könnte der Durchbruch sein«, hatte Amy ihrem Verlobten Rick, einem Architekten, am Donnerstagabend aufgeregt erzählt. Doch nachdem Amy am Freitag besonders früh aufgestanden war, ihr hellgrünes Kostüm angezogen, ihre braunen Ponyfransen gefönt und dezente Mascara sowie einen recht knalligen Lippenstift aufgelegt hatte, fand sie sich später im Sender in einem fensterlosen Raum wieder und musste sich eine Story anhören, die verheerend nach Wochenendmeldungen klang.

»In Coldwater behauptet eine Frau, dass sie Anrufe von ihrer verstorbenen Schwester kriegt«, verkündete Phil Boyd, der Nachrichtenredakteur.

»Im Ernst?«, sagte Amy lahm, denn etwas anderes fiel ihr

darauf nicht ein. Sie sah Phil an, einen untersetzten Typen mit zottigem rotem Bart, der Amy immer an einen Wikinger erinnerte, und fragte sich, ob das ernst gemeint war. Diese Story ebenso wie der absurde Bart.

»Wo liegt Coldwater?«, fragte Amy.

»Circa hundertfünfzig Kilometer Richtung Westen.«

»Woher weiß man, dass sie diese Anrufe bekommt?«

»Sie hat es während eines Gottesdienstes in der Kirche verkündet.«

»Und wie haben die Leute darauf reagiert?«

»Das sollst du ja gerade rausfinden.«

»Ich soll die Frau also interviewen.«

Phil zog eine Augenbraue hoch. »Wär ratsam für den Anfang, ja.«

»Und wenn sie einfach nur geistesgestört ist?«

»Dann bringst du einfach das Band mit.«

Amy betrachtete ihre Fingernägel. Sie hatte sie eigens für dieses Gespräch lackiert.

»Du weißt aber, dass es so was nicht gibt, Phil.«

»Das Ungeheuer von Loch Ness auch nicht. Aber was glaubst du wohl, wie viele Storys das schon abgegeben hat.«

»Okay.«

Amy stand auf. Sie ging davon aus, dass ihre Reportage sofort in der Tonne landen würde, weil die Story der reinste Schrott war.

»Und wenn das alles totale Zeitverschwendung ist?«, fragte sie.

»Ist es nicht«, erwiderte Phil.

Erst als sie rausging, verstand Amy, wie er das gemeint hatte: Es war keine Zeitverschwendung, weil sie ja diese Reportage machen sollte. Also jemand, der ohnehin unwichtig war.



Mitch Albom

Das Wunder von Coldwater

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-442-31380-8

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2014

Was, wenn das Ende gar nicht das Ende ist?

Ees ist ein Abend im Herbst, als bei Tess Rafferty in der kleinen Stadt Coldwater am Lake Michigan das Telefon klingelt. Am anderen Ende der Leitung hört Tess die Stimme ihrer Mutter – und lässt vor Schreck den Hörer fallen. Ihre Mutter ist seit vier Jahren tot ... Und Tess bleibt nicht die einzige; auch andere Bewohner erhalten Anrufe von Verstorbenen. Schnell ist die Rede von einem Wunder, und Coldwater rückt in den Fokus der Medien. Immer mehr Menschen glauben an die Anrufe aus dem Himmel. Nur einer nicht: der Pilot Sully Harding ist entschlossen zu beweisen, dass alles ein riesiger Schwindel ist. Aber ist es das? oder existiert das Wunder von Coldwater wirklich?